

Nr. 135. Bromberg, den 24. Juli 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(5. Fortsetzung.)

Über den Sturm konnte er sich wundern, denn er war ein Orkan geworden, wie dessen die ältesten Leute sich nicht entsannen. Wie er den Wald gepeitscht, als wären die Baumwipfel Meereswellen, hatte er auch an der Burg gerüttelt, daß die Balken knackten. Das Storchnest war von dem First geworfen, im Schieferdach hatte er gewühlt und gewirtschaftet, und der Giebel, der schon überhing, sich noch um einen halben Schuh nach vorn geworfen. War das nicht zum Verwundern, daß der Giebel noch hielt, so war es doch, daß der Hausherr in der Erkerkammer auch davon nicht aufgewacht war! Und nach solchem Sturm eine solche Ruhe! Winde im Spätherbst bringen Kälte und Frost oder Schlacken; aber als wäre nur das wilde Heer vorübergerast, so war es still geworden darauf, und die Nachtluft schwül. Und das war doch auch zum Verwundern, daß man nirgend mehr etwas sah von der großen Wäsche. Sie war eingebracht und alles an seinem Fleck; zwei Stunden schon, nachdem der letzte Wagen über die Zugbrücke rollte, und nichts war verlorengegangen auf dem langen Wege. „Das ist eine Frau, die nimmt's auch mit Wetter und Wind auf", sprachen die Dienstleute.

Nun dampften die Kessel über dem prasselnden Feuer, und die Schinken brodelten und schwitzten am Spieß. Auch in den Keller war sie gestiegen und hatte an den Fässern gezapft, und die Knechte trugen schwere, volle Kannen in den Flur. Denn nach der Arbeit ziemt den Leuten Ruhe und auch etwas mehr, dachte die Hausfrau, nur sich selber gönnte sie's nicht, denn während die andern um den großen Tisch saßen, stieg sie noch treppauf, treppab, und ihr Schlüsselbund klirrte durch den Becherklang.

Hoch war die Halle gerade nicht und auch nicht gewölbt. Die Balken angerußt vom Rauch, wenn er aus dem Kamin zurückschlug, drückten wie braune Rippen über den Köpfen, und was von Schnitzwerk ehemals daran gewesen, davon war nicht mehr viel zu sehen; und wo die Schnörkel und Spitzen noch hielten, hatte man sie benutzt, wie man mit Wandnägeln tut. Da hing ein Schild, ein Harnisch, ein Helm, auch wohl ein Kessel oder gar ein Schinken daran. Der Boden war festgestampfter Lehm, und die Tische und Bänke von solchem Kerneichenholz, daß es dem Zimmermann schade gedünkt, viel mit Hobel und Meißel daran zu schnitzen und zu glätten. E i n e Schwelle nur und e i n e Tür schied die Halle vom Hofe. Wenn die Tür aufging, drang Regen und Wind ein; darum tat man sie lieber nicht zu, wenn es nicht zu arg stürmte und stiebte. Und das kam dem Feuer im Kamin zugute; denn wenn der Rauch, der seine Launen in alten Häusern hat, nicht hinaus wollte, wo er hinaus soll, und lieber im Saal bleiben mochte, zwang ihn die Zugluft, daß er prasselnd durch den Schlot fuhr. Und für den Schornstein war es auch gut, daß die Flammen nicht zu lange darin spielten und weilten, denn er war von Holz; zwar waren's junge Eichenstämme, mit Weidenruten durchflochten und mit Lehm gefüttert; aber wenn das Feuer nicht durch wollte, fingen die Wände doch auch an zu sengen, und wenn die Frau es merkte, mußte ein Knecht aufs Dach und einen Eimer Wasser hinuntergießen. Schadete gar nichts; der Rauchfang stand schon über hundert Jahre, und hundert Jahre und noch mehr konnte er stehen, wenn nur immer einer da war mit einem Eimer Wasser. Zwar das Feuer ging dann aus, aber Holz war immer da.

Holz und Luft war der Reichtum unserer Väter, und an beiden war auch im Saal der Bredows auf Hohen-Ziatz ein Überfluß. Die Luft kam wie gesagt durch die Tür und durch den Schlot, aber außerdem auch durch die Treppenmündung aus dem oberen Geschoß. Denn nicht weniger als zwei Treppen führten zu beiden Seiten des Herdes, den wir eigentlich mit Unrecht Kamin nannten, hinauf, schwer, eckig und fest, und mit rohem Schnitzwerk verziert. Und so wenig es an der Treppe, war das Holz an den Wänden gespart, die mit glatten, bunt gestrichenen Bohlen von oben bis unten ausgelegt waren. Wäre der Rauch und das Alter nicht gewesen, hätte man noch die sieben Todsünden daran erkennen und manchen frommen Spruch lesen mögen. Aber das Alter drückte überall auf das Haus und seine Balken, und was ehedem in der Richte war und sich schickte, das war heute nicht mehr in der Richte und schickte sich auch vielleicht nicht mehr.

Ehedem, wenn hier der Herr saß und tafelte mit seiner Familie und seinen Knechten, die Herren und die Nächsten neben ihm am Feuer, die Knechte unten an der Tür, ward wohl noch an dem Herde selbst gebraten und gekocht; jetzt war schon seit zwei Menschenaltern die Küche in ein Seitenhaus gebracht. Nur ein warmes Morgenbier oder eine Ingwersuppe kochte bisweilen die Burgfrau ihrem Eheherrn hier, wenn er über Land ritt und es zu garstig blies. Getafelt ward noch, aber es waren nicht mehr die alten lustigen Zeiten. Herr Gottfried war grämlich, und wenn er lustig ward, dann schickte Frau Brigitte die Knechte hinaus. Die Knechte waren eigentlich froh, wenn sie ihre Schüssel Brei im Stall oder auf dem Hofe verzehren konnten, und die Hausfrau war auch froh, wenn sie früher den Tisch aufbrechen konnte. Sie meinte, was das lange Plaudern täte. Gescheites käme nicht raus. Herr Gottfried Bredow aber meinte, sie hätte unrecht, denn der Wein sei da, daß er des Menschen Herz erfreue; mit andern zusammen trinken sei eine gute Gewohnheit aus alter Zeit, aber da die gute alte vorüber sei, müsse er sich in die Zeit schicken, wie sie ist, und allenfalls auch allein trinken. Schien es doch, als habe der Wein die Geister diesmal nicht aufgeregt; sie saßen alle da, nicht schläfrig, aber auch nicht lustig um den schon etwas dunklen Tisch. Denn das Feuer auf dem Herd verglimmte, und die Kienfackeln an den Pfeilern hingen mit langen Aschenzöpfen zur Erde gesenkt. Die Turmuhr hatte neun geschlagen.

„Müßte man sich doch grauen zu Bett zu gehen", sprach einer. Der Dechant, der eine Weile vor sich sinnend gesessen, räusperte sich: „Mitnichten, werte Herren! Bei den furchtbaren Meteoren sah wohl keiner recht genau, was ihm und andern passierte. In solchen Augenblicken des Schreckens und der Verwirrung glaubt der schwache sündige Mensch allerlei außer ihm zu erblicken, was doch nur in ihm ist."

Ihr Gespräch hatte sich um die kurz erlebten Begebenheiten gedreht: ob der Junker Hans Jochem wirklich verhext gewesen, ob man Hexen im Sturm daher fahren gesehen, und ob der Krämer, wie einige behaupteten, den bösen Blick habe? Ein halb dunkles Zimmer, in einer einsamen Burg, bei einbrechender Nacht ist nicht geeignet, die Gespensterfurcht zu vertreiben. Und doch wollten die, welche vorhin sichtlich dieser Angst erlegen waren, es jetzt am wenigsten Wort haben.

Hans Jochem war wieder oben auf und meinte, die Finger wären ihm verklammt gewesen, sonst hätte er das Zeug gleich vom Leib gerissen. Nur Peter Melchior schwor Stein und Bein, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen, wobei er doch auch der Lust nicht widerstand, den Dechanten zu hecheln. Der gab es redlich wieder, was Peter Melchior

ihm versetzte, nur daß er nicht wie dieser die Gelegenheit vom Zaun brach, sondern sie im Augenblick faßte, wo sie ihm handrecht entgegenkam.

Das Schrauben ist eine uralte Lust bei den Menschen, wenn mehrere beieinander sind, und einer dünkt sich klüger als der andere. Nun kömmt's aber, daß einer in dem einen Ding und der andere im andern sich klüger dünkt; und wenn sie dann sich einer den andern schrauben, gibt es viel Lustigkeit, zuweilen aber auch ein traurig End'. Die beiden jungen Vettern hörten vergnügt zu, wie der geistliche Herr und der Junker sich aufzogen, und Hans Jochem gab auch wohl mit sein Wort zu, wo es sich schickte, und wo sich's nicht schickte; nur Hans Jürgen hörte, ohne ein Wort zu sagen, im Winkel zu.

Nun war es allen bekannt, daß der Junker Peter Melchior ein Verschwender war, der das Seine vertan hatte und auch wohl noch vertat, wenn er wieder was fand. Und wenn er nichts hatte, zechte er bei seinen Vettern und Freunden umher. So ward es dem geistlichen Herrn leicht, ihm auf die Finger zu klopfen, mit denen er eben seinen Gegner gekitzelt hatte. Und wie der Junker unverdrossen im Angreifen war, so war er dafür gar leicht verdrossen und geschlagen, wenn einer ihn bei seiner Schwäche stachelte.

Da stritten sie, was der Teufel lieber fasse, einen Pfaffen oder einen Junker. Peter Melchior versicherte, Satan wäre nichts lieber als viel Pfaffen unten in der Hölle. Der Dechant sagte, das glaube er wohl, dann hätten die Junker aber frei Spiel und kämen ihm von selber zugelaufen. Peter Melchior versicherte, dem Gottseibeiuns mache nichts mehr Vergnügen, als wenn er einen dicken Chorherrn bei den Haaren durch die Luft schüttele. „Was hätte er auch zu schütteln bei manchem Junker," entgegnete der Dechant, „wenn er sie kriegt, ist gemeinhin ihr Bestes schon fort."

Darauf stritten sie, wer den Teufel am besten zu betrügen verstände, und der Dechant schien gar nicht abgeneigt, dem Junker zuzugeben, daß die geistlichen Herren darin noch geschickter wären als die Weiber, denn den Teufel betrügen sei eigentlich keine Sünde. Vielmehr sei es die Aufgabe eines guten Christen, den Teufel um seinen Anteil zu täuschen, so gut er könne.

Peter Melchior erzählte die Geschichte von dem Abt, der mit dem Teufel um seine Seele gewürfelt. Der Teufel verlor. „Als er nun abzog, lachte er. Und wißt ihr, warum? In der Tasche hatte er die Seele nicht, aber er hatte sie doch gewonnen. Der Abt hatte mit falschen Würfeln gespielt. Man soll auch nicht den Teufel betrügen."

„Wie war doch die Geschichte mit dem Nippel Bredow?" sagte der Dechant nach einigem Schweigen, als wisse er auf den Trumpf des Junkers keinen Gegentrumpf.

Hans Jochems muntere Augen glänzten schalkhaft, er verstand den Blick, den der Dechant ihm zuwarf.

„Die weiß ich haarklein und kann sie Euch erzählen. Ihr meint doch den Nippel, der in Saus und Braus lebte und immer alles ausgegeben hatte, eh' er's eingenommen. So was kann auch nur in der Heidenzeit geschehen sein, was man davon erzählt."

Aber alles, was der Schalk erzählte, von den sechs Trompetern, die zu Tische blasen müssen, wie er die Brosamen den Hunden vorwerfen ließ, statt sie den Armen zu geben, wie er dann ein Gut ums andere versetzt, bis er durch die Hintertür auch aus dem letzten bei Nacht und Nebel ausgeritten, war vielleicht die Geschichte Nippel Bredows, aber gewiß auch die Peter Melchiors, nur etwas ins Boshafte übersetzt, weshalb man den Junker wohl spottweis den andern Nippel nannte.

Der Junker verstand es vollkommen, weshalb er Hans Jochem einen bösen Blick zuwarf. Sie konnten sich beide nie gut leiden.

„Und darauf verschrieb sich der arme Nippel dem Teufel", sagte der Dechant. „Das pflegt wohl so zu gehen in der Welt, wenn man nicht mehr aus und ein weiß."

„Und niemand mehr borgen will", sagte Hans Jochem, „dann borgt der Teufel."

„Erzählt doch weiter, lieber Herr von Bredow; ich will Euch nachher auch eine Geschichte erzählen", sagte Peter Melchior mit anscheinender Ruhe.

„Da lebte denn der Nippel wieder groß wie vorher", fuhr Hans Jochem fort, „bis die Zeit heranrückte, wo der Vertrag zu Ende ging. Er hatte ihm nichts verschrieben für alle die Herrlichkeiten als seine Seele, weil Nippel gar nichts weiter zu geben hatte. Da ward's ihm aber ganz kurios zumute, und sein großes Maul wurde mit einem Male klein. Wenn's Abend wurde, graute ihn. Es durfte niemand von Gespenstern reden, und wenn der Wind Spreu und Lumpen trieb, sah er nichts als Hexen reiten. Nun hatte er einen Schäfer, der war klüger als sein Herr. Der merkte, was ihm war, und Nippel, der keinem Priester beichten durfte, beichtete dem Schäfer. Der Schäfer sann eine Weile nach, und endlich knipste er mit den Fingern und sagte: Ich hab' es! Muß Euch nicht, gnädiger Herr, der Teufel bis auf die letzte Stunde tun, was Ihr verlangt? — Freilich, so ist der Pakt. — Nun, dann ist alles gut, sagte der Schäfer. Da gruben sie des Nachts, der Schäfer und sein Herr, beim Dorfe Landin das Loch in den Berg, das noch da ist, und der Berg heißt noch heut der Teufelsberg, aber noch viel tiefer, so tief, daß gar kein Ende da war. Und darüber stellten sie einen Scheffel, aber so, daß, wenn er voll war, schlug er über, und alles, was drin war, rollte ins Loch. Nächste Nacht nun rief Nippel den Teufel und sagte ihm: Füll' mir den Scheffel mit Gold. Der Teufel sah ihn verwundert an: Denkst du alles noch zu brauchen, dachte der Teufel. Oh, noch viel mehr, dachte Nippel. Und der Teufel ging an die Arbeit. Einen Sack um den andern schmiß er in den Scheffel, um bald fertig zu werden, aber sobald er sich umdrehte, kippte der Scheffel um, und wenn er mit einem neuen Sack wieder kam, war der Scheffel leer und kaum ein paar Goldstücke lagen am Boden. Zuerst merkte er's nicht. Nippel hatte ihn vielleicht aus dem Schlaf geweckt, oder der arme Teufel hatte auch einen Schluck über den Durst genommen. Als er's aber inne ward, da ward er erst gar hitzig und heulte und warf und schmiß, denn er meinte, jedes Loch müsse doch ein Ende haben. Endlich rief er zornig aus:

Nippel, Nappel, Neepel,
Wat heft vöörn grooten Scheepel!

Und er fragte den Herrn, ob er denn wirklich schütten solle, bis er voll sei? — Eher darfst du nicht ausruhen, antwortete Nippel. Da der arme Teufel nun voraussah, daß er dann bis ans Ende der Welt tragen und schütten müßte, und schon ganz außer Atem war, rief er ärgerlich: Hol' der Teufel nun solchen Vertrag! Und raus zog er das Pergament aus der Brust, zerriß es, schmiß es Nippeln vor die Füße und, den Schweif zwischen den Beinen, flog er wie eine Fledermaus davon."

Der Dechant schielte auf den Junker: „Daß nun dem armen Nippel all sein Witz nichts geholfen hat! Weil er mit falschem Spiel den Teufel betrog, mußte seine Seele auch ohne Teufel zur Hölle fahren. So meintet Ihr ja wohl?"

„Ich meine", sagte Peter Melchior, „daß ich dem Junker da auch eine Geschichte erzählen will. — Wißt Ihr, woher die vielen Bredows ins Havelland kommen? Vor alten Zeiten mal stand es schlecht auf der Welt. Zu unserm Herrgott im Himmel kamen so viele Klagen über die Edelleute von damals: sie scharrten zusammen und gäben nichts wieder aus. Wenn einer zu seinen Freunden käme, dem's mal schlimm ginge, da zuckten sie die Achseln, klammten die Hände zusammen und verredeten ihn gar noch. Da sprach unser Herrgott ärgerlich zum Teufel: Dazu hab' ich die Edelleute gemacht, daß sie ausgeben sollen, was sie einnehmen; er solle mal Musterung halten, und wenn's so wäre, die Knauser und Filze gleich mitnehmen. Also mein Teufel nimmt einen großen Sack und fliegt durch die Länder und mustert. Da hatte er bald eine Ernte gemacht, und der Sack war schon übervoll, als er zur Hölle fuhr. Aber weil der Sack so schwer war, mußte er niedrig auf der Erde fliegen, und so ging's über die Mark Brandenburg weg. Aber gerade über der Stadt Friesack wird ihm der Arm so schwer, daß er den Sack etwas sinken läßt, und da streift er mit dem untern Ende an dem Kirchturm. Der Teufel war auch müde wie der, den Euer Nippel barbierte, denn er merkte es nicht, daß der Sack riß und wohl ein Viertel von seinen Edelleuten rausfiel. Vielleicht hat er's auch gemerkt, aber er dachte, was tut's, die Hölle ist doch voll genug. Wie er mit dem Sack schlenkerte, da fiel der erste in Friesack nieder, was davon seinen Namen hat, daß hier der Sack frei würde. Das sind die Bredows auf Friesack. Der sagte nun zum zweiten, der nach ihm fiel, daß er weiter hin gehen sollte, er wolle Friesack für sich allein behalten. Besser hin! (Beß hin) rief er ihm zu, bis er weit genug war und sitzen blieb. Davon heißen die Bredows noch die auf Petzin. Den dritten, der gern mochte bei ihnen sitzen bleiben am großen Luch, wiesen sie auch fort, landeinwärts: Land in! riefen sie ihm zu, davon heißt sein Dorf Landin. Der vierte ging denselben Weg lang, und wo er sich niederließ, heißt noch Selbelang. Der fünfte ging rechts zu (rechts to), und jedes Kind weiß, daß die Bredows in Retzow sitzen. So sind also die Bredows des Teufels Bescherung im Havelland. – Der sechste, als er aus dem Sack fiel, stieß mit der Stirn grad' an ein Brett. Da rief er: Oh! Davon heißt er Bredow. Junker Hans Jochem, wenn ich recht gehört, war das Euer Urgroßvater. Nehmt Euch in acht, daß Ihr mit Eurem Witz nicht an ein Brett stoßt, denn das Brett stößt wieder. Dem Brett tut's nicht weh, sondern Euch, und wenn Ihr sie lachen hört, lachen sie nicht das Brett aus, sondern Euch." Peter Melchior war aufgestanden, und den Hut aufgestülpt, legte er die Hand dem Junker auf die Schulter wie einer, der mit sich zufrieden ist. „Für heute gute Nacht!" sprach er. Aber als er hinaus wollte, war Hans Jürgen von der Bank aufgestanden und vertrat ihm den Weg.

„Ich heiß' auch Bredow, Herr von Strauchwitz, Hans Jürgen Bredow, aus Selbelang bin ich, vom Havelland."

„Wahrhaftig! Du bist deines Vaters Sohn."

Hans Jürgen ward über und über rot: „So einer auf meine Sippschaft losziehn tut, und die andern, die reden sollten, das Maul zutun —"

„Sperrst du's auf! Nimm dich in acht; es fliegen keine gebratenen Tauben 'nein."

Hans Jürgen ballte die Hand: „Ich frag' nicht viel, wer vor mir steht."

„Du bist Hans Jürgen."

Damit ging er an ihm vorüber, und seine Sporen klirrten, als um Hansen zu bedeuten, daß er noch keine habe.

Alle lachten, auch Hans Jochem, der noch eben verdrießlich schaute.

„Hans Jürgen, du bist nicht zum Ritter gemacht", sprach die Edelfrau, die durchging nach der Tür draußen, da es im Hofe laut ward und der Türmer blies. Die andern folgten ihr.

„Warum denn nicht!" brummte Hans Jürgen. ‚Er hat meinen Vater seliger schlecht geredet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Königstiger.

Eine wahre Geschichte aus dem Bronx-Tiergarten in Neuyork.

Von **Peter Prior.**

Unbeweglich lag der neue, prächtige Königstiger des Zoologischen Gartens ganz rückwärts an die kühle Zementmauer seines Kerkers eng gepreßt. Nur ab und zu blinzelten seine Augen, aber so sehr sich auch die Menschen, die vor dem Gitter standen, bemühten, einen Blick aus den Augen des prächtigen Tieres zu erhaschen, der Tiger blickte an ihnen vorbei, irgendwohin, ins Blaue. Und dieses Blaue war ja auch nur eine Tropenlandschaft, die an der dem Käfig gegenüberliegenden Wand kunstvoll hingemalt war. Sie sah tatsächlich ganz blau aus, als ob der Maler überhaupt nur Berliner Blau auf seiner Palette gehabt hätte. Es war eben eine moderne Tropenlandschaft.

„Ach, welch ein reizendes Tier!" rief eine junge Dame. Und der Herr, der dazu gehörte, meinte: „Ja! Aber der Tiger ist in der Freiheit gefährlich! Er mordet dreißig Schafe und frißt eins davon, allerhöchstens zwei. Sein Fell ist sehr wertvoll!"

„Hu! Wenn dieser Tiger jetzt herauskäme!" flötete eine andere Dame und blickte sich ängstlich nach dem Ausgang um.

„Ach, welch' ein reizendes Tier!" rief ein junger Mann. „Da ist gar nichts zu machen! Sehen Sie doch die dicken Stäbe. Was soll er auch draußen?"

„Wenn er sich bloß einmal streicheln ließ!" meinte eine Schülerin mit einem Hängezopf und roten Backen. „Wir sollen einen Aufsatz schreiben über den Tiger, und da möchte ich ihn zu gerne einmal streicheln!"

„Bist wohl — —?" rief der Gymnasiast Schulte. „Einen Tiger streichelt man nicht! Den schießt man tot! Ganze Dörfer in Indien werden von diesen Ungeheuern aufgefressen!"

Die Schülerin merkte sich die weisen Worte für ihren Aufsatz. Das gab bestimmt eine Eins.

Der Tiger lag bewegungslos im Käfig. Er kümmerte sich nicht um die vielen Tz—tz—tz, die ihn ans Gitter locken sollten. Man hatte ihm sogar einige Bananen, ein Stück Wurst und zwei Pralines hingeworfen. Zwecklose Vergeudung. Das war was für die Affen oder sonstiges Viehzeug. .

Plötzlich fühlte er auf den Weichen einen kühlen Luftzug. Langsam wandte er den mächtigen Kopf, und siehe da! Es hatte sich ein Spalt der Lucke nach dem Winterkäfig geöffnet, und es roch nach Freiheit, nach Wiesen, nach fließendem Wasser. Mit einem Sprung war der Tiger an der Öffnung und mit seinen Tatzen schob er die niedrige, starke Wand wie ein Stück Papier beiseite. Mit starken Schlägen peitschte das erregte Tier mit dem Schwanze den Boden seines Gefängnisses beim Durchkriechen der Türe, und bald war es verschwunden. Da! Offen war der Käfig, wo der Tiger im Winter hausen sollte, nach einem breiten Gange hin, der nur durch Glastüren von der Freiheit abgeschlossen war. Der Tiger sprang in den Gang hinunter und lief hin zu der einen Tür. Er bemerkte Menschen, die laut schreiend durch die Alleen des Gartens liefen. Der Tiger wandte sich zurück, und bemerkte plötzlich eine enge Pforte, die ebenfalls irgendwohin führen mußte, vielleicht völlig in die Freiheit! Die Bestie kroch durch die enge Tür und stand plötzlich vor einem Wasserbassin, aus dem sich ein schwarzer, riesiger Schädel mit glotzenden Augen erhob. Ringsumher befanden sich hohe Mauern, an denen obenherum eine Art Steg lief. Die Menschen, die auf diesem Stege standen, flüchteten schreiend ins Freie. Und ehe sich der Tiger auch nur einen Augenblick bedenken konnte, sah er seinen Wärter an der zuletzt durchkrochenen Pforte stehen und sie schließen. Er war beim Nilpferd gefangen. Das Nilpferd hatte seine Pfütze verlassen und war ans andere Ende seines Käfigs geflohen, wo es schnaubend stand. „Bungari! Bungari!" lockte die Stimme des Wärters, der etwas Blitzendes, eine Flinte, in der Hand hielt. „Warum läufst du fort, mein Tierchen, wo ich dir immer die besten Bissen gebe. Komm doch heraus in deinen Käfig, gleich ist Fütterung, und es gibt zartes Fohlenfleisch. Und heute abend ist ja wieder Konzert im Garten. Das hörst du doch so gerne vor dem Schlafengehen!"

DerTiger duckte sich zum Sprunge, und mit einem Satz war er am Gitter! Es hielt den Anprall aus. Aber ein Kübel stinkender Lauge ergoß sich über seine Augen und die Nase, daß er wie geblendet zurückfuhr. Sein wütendes Gebrüll machte die Menschen bis weit in die Stadt hinein erschrecken und erbleichen! Rasend vor Wut wandte sich das Tier gegen das an allen Gliedern zitternde Nilpferd, und im nächsten Augenblick saß es dem schweren, am Lande ungelenken Tiere im Nacken. Laut knirschten die Knochen des Genicks und mit dumpfem Brüllen sank der Dickhäuter um, heftig mit den Beinen um sich schlagend.

Da knallten scharf zwei Schüsse! Der Königstiger zuckte zusammen, überschlug sich und stürzte im Todeskampf in die Pfütze, mitten hinein zwischen Brotstücke, Apfelreste und Mohrrüben, Liebesgaben für das Nilpferd.

Zehn Minuten später lag er ausgestreckt auf dem Rasen vor dem Raubtierhaus. Und die Leute standen um ihn herum, bewunderten sein Gebiß, das fletschend geöffnet war, rot von der letzten Beute des Gefangenen, und tauschten Bemerkungen aus, immer noch halblaut. Noch übte der Gewaltige seine Wirkung aus. Und das Mädchen, das den Aufsatz zu machen hatte, kam und streichelte das Fell. Sein Wunsch war erfüllt, und die Eins für den Aufsatz sicher!

Mit dem australischen Ueberland-Expreß.

Von **Rudolf Grohe**, München.

Der lange Zug hält knirschend inmitten einer ungeheuren Ebene. Die Passagiere ergießen sich aus dem Wagen in den flammenden Sonnenschein, fliehend vor einer Innentemperatur von 115 Grad Fahrenheit, nur um dem brennenden, staubgeschwängerten Wind zu begegnen, der aus Australiens unbekanntem Innern von Norden herkommt.

Durch die flimmernden Hitzewellen der grenzenlosen Ebene verlaufen sich die Schienenstränge ohne Kurven oder Vertiefung fern am Horizont im Osten und Westen. Bis zur nächsten Wasserstation erstrecken sie sich nach jeder Richtung hin je 150 Meilen weit. Und in jeder Richtung breitet sich die Wüste aus, flach wie die See, wasserlos, baumlos und schweigend.

Von dem hohen Wassertank strömt ein dicker Strahl in den Kessel der Lokomotive, ihren gewaltigen Durst löschend. Dieses Wasser kommt aus irgend einem Bohrloch, zirka 300 Meter tief, das in der Nähe oder auch in vielen Fällen 100 Meilen von der Station entfernt liegt. Unterdessen versammelt sich um die Passagiere ein kleiner Haufen eigenartigen, fremden Volkes. Primitiv in allem, aber doch noch intelligent und eindringlich genug, um den Bettlern Ägyptens Konkurrenz zu bieten. Es sind Australneger. Woher sie auf einmal kommen, weiß man nicht, denn abgesehen von einigen Hütten neben dem Wassertank weist die Wüste kein Anzeichen der Besiedlung auf. Eine Anzahl von Kameras werden auf sie gerichtet, und nachdem die Wilden einige Schillinge eingeheimst haben, setzen sie sich zusammen, das geheimnisvolle und mächtige, dampfsprühende Eisenungeheuer stumm betrachtend. Alte Männer sind unter ihnen, mit schwarzen Gesichtern wie afrikanische Neger, doch mit schwarzem langsträhnigem Haar, wie es die Indianer tragen. Einige Frauen und Kinder weisen polynesischen Einschlag auf, andere wiedre gleichen Papuanern.

Es scheinen sich tatsächlich die Merkmale vieler Rassen bei diesen kuriosen Geschöpfen Inneraustraliens ein Stelldichein gegeben zu haben. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, stehen sie zu beiden Seiten der Schienen, dem entschwindenden Ungeheuer offenen Mundes nachstarrend.

Fort eilt der Zug. Ein wundervoller Sonnenuntergang bietet sich dem Auge. Flammende Streifen von karmesinroter und gelber Farbe schießen am Horizont dahin, den Himmel apfelgrün färbend. Weiter eilt der Expreß, Meile auf Meile zurücklegend, und immer noch Wüste und drückende Hitze.

Bei eintretender Dämmerung endlich wird die Schwüle hinweggefegt. Wie man etwa einen Vorhang wegzieht, um Einlaß zu gewähren, so bringt der Abend eine kühlende

Brise in die so lange geschlossenen Abteile. Der Südwind spendet Erfrischung. Er mag wohl von der See an die 150 Meilen weit herkommen, und man vermeint sogar seinen würzigen, salzhaltigen Atem zu verspüren. Die Sterne flammen auf wie die Lichter eines Leuchtturmes nach Sonnenuntergang. Die Wüste liegt still, schweigend, unendlich und eindringlich unter dem Mantel der Nacht.

Einzig in ihrer Art und im Eisenbahnbau ist die australische transkontinentale Linie. Konstruiert und erbaut wurde sie von der australischen Regierung. Kaum acht Jahre besteht sie. Sie darf wohl als eine der größten Wohltaten und Errungenschaften angesprochen werden, die den Australiern im letzten Jahrzehnt gegeben wurden, verbindet doch diese Linie die Küste des Stillen Ozeans mit derjenigen des Indischen Ozeans, ungeheure Flächen durchkreuzend. Von Port Augusta im Osten bis zu der malerischen Goldgräberstadt Kalgoorlie im Westen laufen die Eisenstränge allein mehr als 1000 Meilen. Die Bahn geht durch ein Gebiet, das nahezu noch vor kurzem unbekannt und unerforscht war. Ein Land, das keinen einzigen Fluß oder Strom aufweist, dagegen im Erdinnern, wie durch Bohrungen festgestellt wurde, Tausende von Fuß tief einen ungeheuren Salzsee besitzt, der Salzwasser genau wie der Ozean erzeugt.

Die große Ebene, die wir passieren, ist im geologischen Sinne wohl eines der eigenartigsten Gebiete der Welt. Die ersten Erforscher gaben ihr den bezeichnenden Namen „Nullarbor", das heißt „baumlos", weil über der ganzen Wüste von der See bis zum unbekannten Innern im Norden kein einziger Baum zu sehen ist. Viele Forscher sind durch die Ebene gewandert, und mancher kam nicht mehr zurück.

Die geringe Höhe roten Bodens über dickem, massivem Lehm gewährt kein Wasser, also auch keine Lebensmöglichkeiten für Mensch und Tier. Wir dagegen im Überland-Expreß vermissen nichts. Eis und Ventilatoren sorgen für Abkühlung. Der luxuriöse Speisewagen nimmt uns gastlich auf, und eine nicht zu überbietende Speisekarte gibt uns Kenntnis von den gastronomischen Genüssen, die unser warten. Der Vergleich drängt sich unwillkürlich auf, in welcher außerordentlich angenehmen und bequemen Weise dieses Sandmeer nunmehr von uns durchquert wird, während in früheren Zeiten sich die Wißbegierigen, angetrieben von einer unwiderstehlichen Macht, mühsam und beschwerlich, jederzeit die Möglichkeit des Verdurstens vor Augen, durch glühende Hitze und Sandmassen hindurchkämpfen mußten.

Wenn man die Schwierigkeiten, die sich bei dem Bau dieser Linie ergaben, mit anderen großen Bahnbauten, etwa der St. Gotthardbahn oder einer der großen amerikanischen Linien, vergleicht, so war das rein Technische nicht das Schwierigste, sondern — die Wasserversorgung.

Das erste Material wurde auf den Rücken von Tieren durch die Wüste transportiert. Man bohrte tief in den Lehmboden hinein, um Wasser zu finden, und war bestürzt und sehr überrascht, als bei einer Bohrtiefe von 2000 Fuß nur bitteres Salzwasser heraussprudelte. Die kostbare Flüssigkeit, frisches Wasser natürlich, mußte Hunderte von Meilen in Segeltuchsäcken von Kamelen herangeschleppt werden. Noch heute befördert der Zug das Frischwasser in Säcken gleicher Art, da es sich herausgestellt hat, daß dieses die beste Methode ist, Wasser in großer Hitze frisch zu erhalten.

Den wenigen Menschen, die an der Tausende von Meilen langen Strecke ein kärgliches Dasein fristen, wird Wasser nur in kleinen, streng bemessenen Mengen von dem Überland-Expreß, der dreimal wöchentlich verkehrt, gebracht. Es ist ihnen eine köstliche und kostbare Gabe. Sie verteilen es sorgfältig. Schiffbrüchige können nicht sorgsamer mit Süßwasser umgehen. Und doch harren sie dort aus. Bietet sich ihnen dann später die Möglichkeit, in gesegneteren Distrikten etwas zu erwerben, so gehen sie mit derselben Ausdauer an ihre neue Aufgabe heran. Nicht Ruhe, sondern Arbeit, Produktivität und Entwickelung beherrschen diesen neuen, kleinsten, aber auch aussichtsreichsten aller Erdteile.



* **Ein langlebiger Pilz.** Während die Pilze im allgemeinen eine ziemlich kurze Lebensdauer haben und oft fast ebenso rasch wie sie aus der Erde kamen, auch wieder absterben, finden sich auch Formen unter ihnen, die sehr alt werden können. Zu diesen langlebigen Pilzen gehört vor allem der zu den Röhrenpilzen zählende Weidenschwamm oder Löcherpilz (Polyporus igniarius), auch unechter Feuerschwamm genannt, ein ähnlich wie der ihm verwandte echte Feuerschwamm auf dem Holze alter Bäume, besonders Weiden oder Obstbäumen schmarotzender Pilz. Das Wachstum dieses Pilzes geht nun in der Weise vor sich, daß der Hut jedes Jahr zwei neue Gewebeschichten hervorbringt, unter denen jedoch die alten bereits vorhandenen Schichten erhalten bleiben. An solchen Weidenschwämmen hat man nun die Beobachtung gemacht, daß sich ihr Wachstum über 50 bis 60 Jahre hinaus erstreckte, wobei der Pilz, da seine sämtlichen Gewebeschichten erhalten waren, schließlich ganz unförmig groß wurde.

*

* **„Allhier wird man vom Blitz erschlagen!"** Der bekannte Physiker und satirische Schriftsteller G. Chr. Lichtenberg, der eingehende Studien über die Wirkung des Blitzschlages gemacht hatte, kam einmal auf eine sonderbare Idee. Er gab nämlich allen Ernstes den Rat, man solle an alle freistehenden Bäume Täfelchen mit der Inschrift: „Allhier wird man vom Blitz erschlagen!" hängen lassen, um die Menschen zu warnen, bei Gewittern unter Bäumen Schutz zu suchen, was bekanntlich sehr gefährlich ist. „Es ist besser", sagte Lichtenberg hierzu, „naß zu werden, als bei trockenem Leibe vom Blitz erschlagen zu werden."



Rösselsprung.

	gen	hü	größ	te	frost	heg'	er	heut	an	mor	
	fr	bis	das	und	tes	dein	lam	gen	kam	der	
sprun	te	ihr	zeit	der	war	chen	hen	in	der	ge	schon
just	es	ge	und	war	blü	leid	o	schli	te	wohl	nacht
sind	die	zu	nicht	ling	chen	ge	ver	ent	die	nicht	blü
früh	noch		knos	sun	ich	und	das	bei		dacht	blü
	pen	zeit	früh	es	hat	bli	mir	sind	falt'	ne	
	der	war			gen	hatt'			ge	ten	

*

Kamm-Rätsel.

C	E	E	E	E	E	E	E	E	E	F
F		G		G		H		H		I
I		I		L		N		N		N
O		R		R		R		R		S
S		S		S		T		T		T

Die Buchstaben obiger Figur sind so zu ordnen, daß die erste wagerechte Reihe einen Ferienwunsch nennt; während die sechs senkrechten Reihen bezeichnen: 1. eine Frucht, 2. eine Himmelsgegend, 3. einen Baum, 4. einen männl. Vornamen, 5. ein Tier, 6. einen Volksstamm.

*

Rätsel.

Gern sitzt man wenn die Sonne glüht,
In meinem schatt'gen Raum,
Streicht man ein Zeichen weg, so sieht
Man mich an Strauch und Baum.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 130.

Ausschalt-Rätsel:

T i s c h w e i n
a l b e r t
M e n s c h
w a n z e

Kopf- und Fuß-Rätsel: K — reis — e.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.